

„Damit die Leute verstehen, worum es geht“

Tobias Kratzer führt Regie bei der Neuinszenierung des „Tannhäuser“ bei den Bayreuther Festspielen

Tobias Kratzer, Jahrgang 1980, ist seit elf Jahren im Opernregie-Geschäft. Als er mit dem Studium in München und Bern fertig war, stellte er sich gleich ganz vorn an. Legendär ist sein Coup von 2008. Da ging er beim Grazer „ring.award“ unter einem Pseudonym gleich mehrfach ins Rennen und gewann alle Preise. Nun inszeniert er in Bayreuth Wagners Tannhäuser. *Joachim Lange* sprach mit ihm.

Drei große Meyerbeers hat niemand sonst in seiner Vita – hilft das, wenn man Wagner inszeniert?

Es ist eher so, dass diese Erfahrung den Blick dafür schärft, was sie voneinander unterscheidet. „Tannhäuser“ inszeniere ich jetzt zum zweiten Mal. Dabei haben die Erfahrungen mit den Meistersingern viel stärker mein Tannhäuser-Bild beeinflusst, als die mit Meyerbeer. Bei Wagner greift man mehr aus der Musik ab, während es bei Meyerbeer stärker vom Libretto ausgeht.

Bei Meyerbeer galoppiert die Musik ja schon mal fröhlich vor sich hin, während es reihenweise Tote gibt ...

Das kommt drauf an, wie man das werten will. Man könnte sagen: das ist unangemessen. Andererseits ist es fast schon ein Brechtsches Prinzip. Bei Wagner gibt es eher die Gefahr des Tautologischen. Der versucht auf allen Ebenen, dasselbe zu vermitteln. Die Szenenanweisungen und der Text sind extrem deutlich. Die Musik ist es auch. Diese Art, sich verständlich zu machen, damit die Leute verstehen, worum es geht, ist ein typisches Wagner-Problem. Grand opéra funktionieren besser, wenn man sie relativ direkt angeht.

Und was ist für Sie der Zugang zu Wagner?

Ich habe bei jeder meiner Wagner-Inszenierungen versucht, ein anderes Spielmedium zu entwickeln. Beim „Lohengrin“ in Weimar ging das zum Beispiels sehr stark von der Rezeptionsgeschichte und vom Ort der Uraufführung aus. Bei den „Meistersingern“ war es vor allem ein Diskurs über die Rezeptionsgeschichte des Stückes. Aber egal welchen Ansatz man wählt: Wagner hält mehr aus als Meyerbeer.

Wenn Sie den „Tannhäuser“ jetzt in Bayreuth zum zweiten Mal machen, legen Sie da Ihre Bremer Version völlig beiseite?

Als ich die Anfrage bekam, habe ich tatsächlich genau deshalb etwas gezögert, einfach anzunehmen. Aber erstens bin ich inzwischen neun Jahre älter, glaube eh nicht an die eine gültige Musterinszenierung, und dann mache ich jetzt in Bayreuth die Dresdner Fassung, während es in Bremen die Pariser war.

Wie unterschiedlich sind die?

Die Unterschiede sind größer, als man gemeinhin denkt. Auf den ersten Blick steht im zweiten Teil ja nur die Frage, ob Walther singt oder nicht, und im dritten Akt gibt es ein paar kleine Veränderungen. Trotz der großen Ähnlichkeit gibt es für mich aber eine große gedankliche, fast schon weltanschauliche Differenz. Nach meinem Gefühl ist in der Pariser Fassung letzten Endes die Erkenntnis des Scheiterns von Wagners realpolitischen Bestrebungen schon einkomponiert.

Ist der Venusberg ein Politikum?

Die Utopie, die damit verbunden ist, zielt nicht mehr auf ein zu verwirklichendes realpolitisches Ziel. Sie ist in den 15 Jahren



Der Opernregisseur Tobias Kratzer.

zwischen den beiden Fassungen vollständig ins musikalische Material abgewandert. Plötzlich wird die Veränderung, die er der Gesellschaft angedeihen lassen wollte, vollständig auf die Musik gelegt. Man hat schon von der schieren Länge her das Gefühl, dass er gar nicht mehr wirklich aus dem Venusberg raus will, weil das schon so eine Art utopischer Raum ist. Der ganze Farbenreichtum und das Raffinement der Musik fühlt man wie einen schwebenden Dunst über dem Rest des Stückes. Während man in der Dresdner Fassung wirklich noch diesen Willen zum Ausbruch und zur Veränderung spürt.

Das klingt ja nun schon nach zwei völlig unterschiedlichen Stücken ...

Es sind für mich tatsächlich zwei extrem unterschiedliche Haltungen zu demselben Stoff. Für mich sind es zwei unterschiedliche Stücke. Auch wenn es jetzt wie eine Schutzbehauptung klingen mag. Mir hat es als Arbeitshypothese sehr geholfen.

Wer ist dieser Tannhäuser für Sie? Der Künstler schlechthin oder Wagner selbst?

Wenn man es von Wagner aus betrachtet, dann war der, als er den Tannhäuser schrieb, keineswegs ein weltweit oder überhaupt anerkannter Komponist, sondern jemand, der unsicher war, wohin es mit ihm im Leben gehen würde. Er wusste noch nicht, ob er im Brockhaus als Revolutionär und politischer Umstürzler oder als Komponist landen würde. Wie Goethe dem Werther hat Wagner als Autor die eigene Angst vor dem totalen Scheitern einer Figur aufgebürdet und dadurch gebannt. Tannhäuser scheitert, damit sein Autor mit diesem Werk als umso strahlender Sieger daraus hervor geht. Für mich spricht dieses Gefühl aus dem Werk. Aber man muss aufpassen, es nicht zu biographisch anzulegen – so interessant ist Wagner als Gestalt auch wieder nicht.

Was ist dann die Wartburg-Gesellschaft?

Die versuche ich dialektisch zu sehen. Es ist ja relativ leicht, über die Wartburggesellschaft die Nase zu rümpfen. Dann wäre sie für Tannhäuser aber nicht interessant. Es ist ja auch für ihn eine Welt, die ihren Reiz als Ort der Sehnsucht und des Rückzuges hat. In der Rezeptionsgeschichte des Stückes im Umfeld von 1968 war es wichtig, das Reaktionen zu demaskieren. Ich tendiere heute dazu, beide Welten erstmal gleichberechtigt zu werten, denn nur so ist dieses Hin- und Hergerissensein auch spannend. Man soll durchaus erkennen, was für die Wartburg spricht: eine gewisse Form von Kultur, von gesellschaftlicher Ordnung, die ja auch eine gewisse Festigkeit bietet.

Ist Tannhäusers plötzlicher Entschluss „nach Rom“ für Sie plausibel?

Von den ruckhaften Entschlüssen Tannhäusers ist der Ruf nach Maria eigentlich der schwierigere. Das „Nach Rom“ wird länger vorbereitet. Man merkt, wie dieser Entschluss reift. Vom „Erbarm dich mein“ bis „nach Rom“ kann man einen Prozess mitverfolgen. Den muss man erkennbar machen. Interessanter ist, woher dieser plötzliche Glaubensausbruch beim Ruf nach Maria kommt. Da muss man eine

Begründung finden, wie diese religiösen oder metaphysischen Gedanken aus ihm herausbrechen.

Wie wird das konkret aussehen?

Ohne dass ich jetzt etwas verrate: Die Räume werden vielfältiger sein. Ich versuche das Publikum mehr auf eine Reise mitzunehmen. Auch aus musikalischen Gründen, denn bei keinem anderen Stück Wagners klaffen die musikalischen Welten so auseinander wie in den drei Akten Tannhäuser.

Wie empfinden Sie die Arbeitsbedingungen in Bayreuth?

Ungewohnt. Vor allem weil sie das normale Arbeitsprozedere umdrehen. Man beginnt mit dem Beleuchten, was normalerweise am Ende einer Produktion steht. Hier hat man eine Woche Zeit dafür, bevor die Sänger eintreffen. Und man kann die ersten zweieinhalb Wochen auf der Bühne im Originalbühnenbild und mit dem Originallicht arbeiten. Das ist ein Vorzug, weil man nicht antizipieren muss, was später dazukommt, und die Sänger tatsächlich eine Chance haben, sich in diese Welt einzufinden und sich in den Gegebenheiten des konkreten Bühnenbildes zu bewegen. Bis jetzt jedenfalls ist das ein ungeheurerer Vorzug.

Und wie es mit den Bayreuther Probenzeiten?

Ob man damit klar kommt, ist eine Frage der persönlichen Arbeitsweise. Ich komme damit klar, weil ich kurze Probenzeiten mit Daueranwesenheit der Künstler bevorzuge. Also im Grunde die Festspielbedingungen. Ich mag es, streng chronologisch zu inszenieren. Wenn ich die Bedingungen dafür habe, dann bin ich auch schnell fertig. Ich habe dann eher das Problem, auf der Zielgeraden die Energie hochzuhalten.

Ihr Tannhäuser singt ja gleichzeitig den Tristan in Bayreuth ...

Deshalb habe ich auch versucht, das ganze Stück schon einmal grob durchzuarbeiten. Aber Stephen Gould ist einer, der sich vollständig mental auf alles einlässt – was nicht so selbstverständlich ist bei einem Sänger seines Kalibers.

Wie zufrieden sind Sie überhaupt mit der Besetzung?

Gould ist eine Marke und die junge Bayreuth-Debütantin Lisa Davidsen hat das Zeug, ein Weltstar zu werden. Die Vorschläge für die Sänger kamen von verschiedenen Seiten, von Katharina Wagner, von Gergijew, von mir. Es ist kein Sänger dabei, den ich nicht wollte.

Wie ist die Zusammenarbeit mit Gergijew?

Wir hatte einige Treffen. Ich höre von denen, die ihn kennen, sein Genie würde sich aus der Spontanität heraus ergeben. Wenn er das hier einbringt, dann ist das wunderbar. Es ist insgesamt eine interessante Kombination, die Katharina da zusammengestellt hat.

i Die Bayreuther Festspiele gehen vom 25. Juli bis zum 31. August; „Tannhäuser“ feiert am 25. Juli Premiere, Vorstellungen: 28. Juli, 13., 17., 21., 25. August; www.bayreuther-festspiele.de

Foto: Peter Jülich